

In vergangenen Jahr veröffentlichte die israelische Tageszeitung „Haaretz“ einen ausführlichen Artikel mit der Überschrift „Wie die hebräische Sprache zum heißen Trend an den Ufern von Berlin und London wurde“. Darin wird eine „kritische Masse“ hebräischer Schriftsteller und Kulturschaffender beschrieben, die außerhalb Israels leben – ein Phänomen, das mit der Auswanderungswelle aus Israel wächst. Die Forscherin Yael Almog von der Durham University wurde in dem Artikel wie folgt zitiert: „Die Sprecher der Nationalsprache strebten danach, sich von Europa zu lösen. Nun kehrt das Hebräische triumphierend zurück, um in Europa geschrieben zu werden. Dies ist ein außergewöhnlicher historischer Moment.“

Hinter den nüchternen Zahlen der Auswanderung aus Israel verbirgt sich heute eine weitaus komplexere Frage: die des Hebräischen. Kürzlich entbrannte in „Haaretz“ eine heftige Polemik. Die einen argumentieren: Ohne den israelischen Staat habe das Hebräische keine Existenzberechtigung, da die Sprache existenziell an das Territorium gebunden sei. Andere halten dagegen: Das moderne Hebräisch sei in Europa entstanden, seine Wurzeln lägen in Berlin, Wilna und Warschau. Die Sprache könne zu ihrer kosmopolitischen Vergangenheit zurückkehren.

In Diskussionen unter ausgewanderten Israelis steht eine Frage im Zentrum: Was wird aus ihren Kindern? Werden sie ihre Muttersprache bewahren oder sie zugunsten anderer Sprachen aufgeben? Werden sie Hebräisch lesen, schreiben, träumen?

Auch ich und meine noch nicht einjährige Tochter sehen uns mit dieser Frage konfrontiert. Sie wächst in Berlin auf, einer Stadt, die nicht meine Kindheitsstadt ist. Ich bin in Tel Aviv, der ersten hebräischen Stadt, aufgewachsen. Die Luft, die ich atmete, war anders, die Landschaften waren verschieden. Die Sprache, die mich umgab, war fast ausschließlich Hebräisch. Meine Tochter dagegen hört ein Gewirr von Sprachen auf den Straßen Berlins.

Ihre beiden Väter sind Israelis, geboren in Tel Aviv. Aber wir sind auch Europäer, haben in Paris und seit Jahren in Berlin gelebt, veröffentlichten auch auf Englisch und verbringen längere Zeit in verschiedenen Ländern. Wir haben sprachliche Anker: das Arabische, das ich von meinem aus Damaskus stammenden Vater geerbt habe, das Deutsche, das mein Partner von seinem Vater geerbt hat, sowie das Französische, das wir beide sprechen.

Und trotz dieses Reichtums ist die einzige Sprache, in der wir zu Hause mit unserer Tochter sprechen – auf eine Weise, die uns sehr überrascht hat –, Hebräisch. Als sie geboren wurde, hörte ich mit ihr hebräische Kinderlieder. Einmal nahm ich ein französisches Kinderbuch zur Hand, doch die Tiernamen darin blieben mir wie eine Karpfengräte im Hals stecken. Ich konnte ihr nicht auf Französisch vorlesen, obwohl Französisch ein Teil von mir ist. Ich las alles auf Hebräisch auf. Und fühlte mich ruhig. Nicht aus Patriotismus, sondern weil wir unsere Welt nicht auf präzisere und intimere Weise teilen können als in unserer Muttersprache.

Wenn ich jedoch mit meiner Tochter in Berlin auf der Straße bin, ändert sich die Situation, was das Hebräische betrifft. Wichtig ist dabei: Ich habe dort keine Angst wie manche andere. Es gibt Israelis, die ihren hebräischen Namen bei Uber-Bestellungen abändern oder Fremden erzählen, sie kämen aus Malta. Das ist bei mir nicht der Fall. Ich fürchte keine antisemitischen Reaktionen oder Gewalt. Im Gegenteil: Ich habe mich immer sicher gefühlt, wenn ich von Menschen umgeben war, die anders waren als ich. Gerade die Homogenität, die Vorstellung von einer einzigen Sprache und Kultur, macht mir Angst.

Und dennoch – wenn ich mit meiner Tochter in Straßen komme, in denen es syrische Restaurants und Supermärkte gibt, an Orte also, wo ich den Akzent meiner Großeltern aus Damaskus höre, erstarre ich und verstumme. Ich teile dann das Intimste aus unserem Zuhause nicht mit ihr: Ich spreche nicht mit ihr auf Hebräisch.

Ich bin in einem Viertel von Tel Aviv aufgewachsen, in dem fast alle entweder in Israel geboren waren oder als Einwanderer aus Europa kamen. Die Eltern und Großeltern meiner Freunde erzählten häufig von der Schoa. Das waren schreckliche Geschichten, die meine Kindheit prägten. Und diese Geschichten standen immer im Gegensatz zu jenen, die ich zu Hause hörte: über das Leben meiner Familie in Damaskus, über die guten Beziehungen zwischen Muslimen und Juden, über gegenseitigen Respekt. Heute, wenn ich die syrische Straße in Berlin sehe, nehme ich sie als ein Echo der Welt wahr, von der meine Großeltern mir erzählt haben. Und erstarre, vor allem aus Trauer. Aus einem Gefühl des Verlusts, das die Brust zusammenpresst. Mich überfällt aber auch ein Grauen: darüber, dass die Sprache, die ich liebe, die Sprache, in der ich schreibe, die Sprache, die früher kosmopolitisch war und der ganzen Welt gehörte, im Laufe der Jahre zu einer Sprache geworden ist, die heute nur noch einen einzigen Ort markiert: einen Ort, der in einem alten Konflikt zwischen zwei Völkern eine einzige Seite vertritt.

Das ist nicht das Hebräisch der Bücher, die ich lese. In den Ohren der Menschen dort und sogar aus meiner eigenen Kehle klingt dieses Hebräisch wie eine Sprache des Territoriums, der Grenze, einer einzigen Seite. Nicht wie eine Sprache der Übergänge. Doch das muss nicht so bleiben.

Die hebräische Sprache ist eines der häufigsten Themen unter Israelis, die Israel verlassen haben. Inwieweit werden ihre Kinder sie bewahren? Werden sie nicht nur zu Hause mit ihren Eltern, sondern auch in ihrem späteren Berufsleben Hebräisch sprechen? Werden sie darin lesen und schreiben? In der Regel lautet die Antwort, wie bei jeder Migration: „Nicht auf lange Sicht.“ Menschen haben das natürliche Bedürfnis, sich in ihre Umgebung zu integrieren und dazugehören.

Seit dem 7. Oktober 2023 nimmt die Auswanderung aus Israel zu – Schätzungen zufolge sind es Zehntausende, darunter ein signifikanter Anteil von Akademikern, Intellektuellen und Künstlern. Unter den Auswanderern beginnt sich etwas zu verändern. In Berlin gibt es Israelis, die ihre Kinder zu den Pfadfindern schicken, damit diese unter hebräischsprachige und jüdische Menschen kommen. Und unter den Erwachsenen beginnt sich ein kleines hebräisches Ökosystem zu entwickeln.

In Berlin gibt es eine digitale Zeitschrift namens „Spitz“, die sich mit hebräischem Leben in Deutschland und dem Berliner Leben im Allgemeinen befasst – auf Hebräisch. In den letzten Monaten entstand der Podcast „Makom Acher“ (Ein anderer Ort), für den bereits Dutzende Folgen



Hebräisch außerhalb Israels

Was geschieht mit einer Sprache, wenn ihre Sprecher sie aus der Enge eines Territoriums hinaus in die Welt tragen?

Von Moshe Sakal



Sprachvermittlung für jüdische Kinder in der Hebrew Language Academy, New York City

Foto Kirsten Luce/NYT/Laif



Ausspracheübungen mit Schülerinnen in der Jewish Hebrew School von Dubai

Foto Getty

mit hebräischen Gesprächspartnern aus der ganzen Welt ausgestrahlt wurden – einschließlich solcher, die nicht in Israel geboren wurden, aber zur hebräischen Kultur beitragen. Kürzlich wurde zudem die literarisch-philosophische Zeitschrift „Netivot Olam“ (Welpfade) gegründet. In Athen wurde das Bildungszentrum „Alef“ eröffnet, das Hebräisch für israelische Kinder in Griechenland und Zypern unterrichtet, wohin die Eltern, wie sie sagen, „gegangen sind, um zu atmen“. Vor dem 7. Oktober 2023 demonstrierten Hunderttausende Israelis gegen ihre Regierung, die das Justizsystem ändern wollte. Sie sangen „Ein Li Eretz Acheret“ (Ich habe kein anderes Land) – ein Lied, das zu einer Hymne wurde und das Hebräische territorial an einen einzigen Staat bindet. „Nur ein Wort auf Hebräisch dringt in meine Adern, in meine Seele“, heißt es darin, „auch wenn der Boden brennt“. Doch seit dem 7. Oktober 2023 sind viele gegangen – und mit ihnen die Sprache. Die wichtigste israelische Literaturauszeichnung, der Sapir-Preis, bleibt Schriftstellern, die außerhalb Israels leben, verschlossen – ein Schritt, der von vielen als anti-kulturell empfunden wird.

Aber ist Hebräisch wirklich eine Sprache des Exils? Sind die Israelis, die heute gehen, mit den emigrierten Iranern vergleichbar, die Farsi sprechen? Auch hier bin ich mir nicht sicher. Das liegt unter anderem daran, dass das moderne Hebräisch als säkulare Sprache, als Sprache der Kultur, Literatur und Gesellschaft, seine Wurzeln im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert in Europa hat. Und dorthin kann es zurückkehren.

Um zu verstehen, was heute geschieht, muss man zurückblicken. Seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte sich das moderne Hebräisch. In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts schrieben die wichtigsten hebräischen Schriftsteller in Europa und gründeten Verlage in jüdischen Zentren wie Wilna, Warschau,

Odessa, Wien, Paris und Berlin. Es war eine Zeit kosmopolitischer Visionen: Hebräisch als Brücke zwischen Welten, als Sprache, die Grenzen überschreitet, anstatt sie zu ziehen. Die Schriftsteller bewegten sich frei zwischen Städten und Ländern und trugen ihre Sprache wie einen unsichtbaren Koffer mit sich.

Berlin spielte in dieser Geschichte eine besondere Rolle. Hier lebte im achtzehnten Jahrhundert Moses Mendelssohn, der als „Vater der Haskala“ bekannt ist. Hier erschien 1783 „Ha-Meassef“, die erste hebräische Zeitschrift. Später folgten weitere hebräische Periodika. Verlage veröffentlichten hebräische Literatur. Und Salman Schocken gründete hier 1931 seinen Verlag, der jüdische Bücher auf Deutsch publizierte, darunter Übersetzungen von S. J. Agnon, der später den Nobelpreis für Literatur erhielt. Schocken formulierte das Ideal des europäischen Juden: verwurzelt in der deutschen Kultur und zugleich mit der jüdischen Tradition verbunden. Doch die Nazis beendeten dieses Kapitel. Sie töteten nicht nur Juden, sondern zerstörten auch jene Welt, in der Hebräisch eine europäische Sprache war.

Ein Wendepunkt kam 1948 mit der Gründung des Staates Israel. Das moderne Hebräisch, das in Europa als freie Sprache geboren wurde – als Sprache der Übergänge und der persönlichen Wahl –, wurde zur Sprache eines einzigen Staates. Was als Befreiung begann – die Wiederbelebung einer alten Sprache –, entwickelte sich zu einer neuen Form der ausschließlichen Bindung an ein Territorium.

Hebräische Schriftsteller leben und arbeiten heute an vielen Orten der Welt, die überwältigende Mehrheit von ihnen jedoch in Israel. Nachdem der in New York lebende Schriftsteller Ruby Nardar 2014 den Sapir-Preis gewonnen hatte, wurden die Teilnahmebedingungen geändert: Seither dürfen nur noch israelische Steuerzahler teilnehmen. Die Auswirkungen sind weitreichend. So kann

beispielsweise Maya Arad, eine der erfolgreichsten hebräischen Autorinnen ihrer Generation, die in Kalifornien lebt und den National Jewish Book Award in den Vereinigten Staaten gewonnen hat, heute nicht um den wichtigsten Preis in ihrer Muttersprache konkurrieren.

Diese Politik steht im Gegensatz zur gängigen Praxis im Westen: Prestigeträchtige Preise wie der Prix Goncourt oder der Booker Prize stehen allen Schriftstellern in der Originalsprache offen, unabhängig von Staatsbürgerschaft oder Wohnort. Die unausgesprochene Botschaft ist klar: Israelis dürfen auswandern und ihre Ersparnisse von israelischen Banken abheben und in ausländischen Banken deponieren. Aber die hebräische Sprache bleibt zu Hause. Sie ist ein nationales Gut, das ausschließlich einem Ort auf der Welt gehört. Als Yitzhak Rabin 1976 Israelis, die das Land verließen, als „Abschaum von Schwächlingen“ bezeichnete, prägte er ein kulturelles Stigma, das bis heute anhält. Die Terminologie mag sich geändert haben, doch das Prinzip bleibt bestehen. Wer geht, verliert das Recht auf kulturelle Zugehörigkeit.

Es gab jedoch ein anderes Beispiel. David Vogel, einer der wichtigsten Dichter und Schriftsteller des modernen Hebräischs, wurde 1891 in Satanow in der Ukraine geboren. Er lebte in Wilna, Lemberg, Wien und Paris, bevor er 1929 nach Palästina auswanderte, das Land jedoch bereits nach einem Jahr wieder verließ. Das Klima, so wird berichtet, sei ihm zu hart gewesen. Er kehrte nach Europa zurück – nach Warschau, Wien, Berlin und Paris – und schrieb weiterhin auf Hebräisch. 1923 veröffentlichte er in Wien den Gedichtband „Vor dem dunklen Tor“. Darin beschrieb er Palästina als unfurchtbare Einöde im Nahen Osten.

David Vogel wurde 1944 in Auschwitz ermordet. In den Fünfzigerjahren wurde er in Israel als modernistischer Pionier wiederentdeckt, auch als brillanter Prosautor. Heute wird er von hebräischen

„Mit einer Hand tanzen, mit der anderen töten sie“: Die arabisch sprechenden Protagonisten der israelischen Netflix-Serie „Fauda“ wecken Sprachsehnsuchtsgefühle bei unserem Autor.

Foto Netflix

Lesern in Israel und in der Diaspora mit großer Liebe gelesen.

Er versuchte zu beweisen, dass man modernes Hebräisch in Paris oder Wien schreiben kann. Nicht als Sprache eines Staates, sondern als Sprache der Welt. Persönlich scheiterte Vogel, doch es gelang ihm, die Katastrophe eines ganzen Volkes in seiner Generation literarisch zu beschreiben.

Als ich Israel mit zweundzwanzig verließ, um in Paris zu studieren, sagte mir ein Verleger: „Du hast dich entschieden, Israel zu verlassen, schön und gut. Wisse nur, dass du kein hebräischer Schriftsteller mehr sein wirst.“ Ich dachte, er übertriebe. Heute, etwa zwanzig Jahre später, verstehe ich, dass er die Abhängigkeit eines Schriftstellers von kultureller Infrastruktur beschrieb: den Verlagen, Buchhandlungen, Zeitungen, Preisen, die sich alle an einem einzigen Ort befinden.

Erst nachdem ich gegangen war, verstand ich: Mit meiner Geburt hatte ich die hebräische Sprache erhalten, aber unter einer Bedingung. Diese Bedingung war die Abhängigkeit des Hebräischen von einem einzigen Territorium. Ich wuchs stolz mit dieser Sprache auf und genoss das Geschenk, bis ich den Ort verließ, an dem ich geboren wurde.

In Paris lernte ich, was Auslöschung bedeutet. Die Universität schickte ausländische Studierende ins Sprachlabor. Mein Akzent beim Französischsprechen wurde dort als eine Mischung aus ägyptischem Französisch von meiner Großmutter mütterlicherseits, marokkanischem Französisch aus der Schule und israelischem Hebräisch beschrieben. Dieser Akzent wurde schrittweise entfernt. Erst Jahre später wurde mir bewusst, wie gewaltsam diese Auslöschung war – nicht nur von Klang, auch von Erbe.

Berlin bietet ein anderes Modell. Seit 2019 lebe ich hier, in einer Stadt, die Mehrsprachigkeit als kulturellen Reichtum versteht. Ich erhielt vom Senat ein Stipendium für nichtdeutschsprachige Literatur. Ich wurde gefördert nicht trotz, sondern gerade wegen der Tatsache, dass ich auf Hebräisch schreibe – um den vielfältigen und reichen Charakter der Stadt zu bewahren. Wir singen unserer Tochter, die als Berlinerin aufwächst, hebräische Wiegenlieder vor. Das ist das Gegenteil des französischen Modells: nicht Auslöschung, sondern Akzeptanz. Nicht Assimilation, sondern Anerkennung der Vielfalt. Und dennoch bleibt das Paradoxon bestehen. Trotz dieser Offenheit Berlins bleibe ich auf der dortigen syrischen Straße starr und stumm. Warum?

Mein Großvater Moussa-Moshe-Moïse Sakal kam 1949 mit meiner Großmutter Subhiya aus Damaskus nach Tel Aviv. Das war ein Weg, den er in seinem Leben mehrmals gegangen war, aber diesmal war es für immer, und die Grenze schloss sich hinter ihm für immer. In Syrien hatte er Kurzgeschichten auf Arabisch geschrieben. In Tel Aviv hörte er damit auf – Arabisch wurde zur „Sprache des Feindes“. Aber hinter geschlossenen Jalousien hörte er Umm Kulthum und Fairuz.

Heute lebe ich in einem Viertel mit syrischen Märkten. Das Arabisch der Menschen dort, der Rhythmus ihrer Sprache, erinnert mich an meinen Großvater und meine Großmutter. Einmal hörte ich jemanden einen Ausdruck meiner Großmutter verwenden – ich erstarrte. Jahrzehnte waren vergangen, seit ich diesen Satz gehört hatte.

Wenn ich die israelische Netflix-Serie „Fauda“ schaue, zieht sich mein Herz zusammen. Die jüdischen Protagonisten der darin porträtierten Mista'arvim-Einheit sprechen fließend Arabisch, auch einfach so unter sich, außerhalb der Kampfzone. In einer zarten und scheinbar nebensächlichen Szene der ersten Staffel singen und tanzen sie zu arabischer Musik – nicht spöttisch, wie wir es gewohnt waren, sondern mit Zartheit, Konzentration und echter Freude am Moment. Man könnte diese Szene ironisch betrachten: Mit einer Hand tanzen sie, mit der anderen töten sie. Aber man kann es auch anders sehen: Zwar retten sie auch Leben und kämpfen gegen blutrünstige Terroristen, aber zwischendurch dürfen sie die Sprache und Kultur ihrer Väter genießen – dank des Tötens.

Wenn ich auf der syrischen Straße in Berlin stehe, geht es um etwas völlig anderes: Wie kann ich in dieser Stadt, die mein Zuhause geworden ist, meiner Tochter etwas von diesem jüdisch-arabischen Erbe weitergeben, wenn ich so weit von den Straßen entfernt bin, auf denen meine Großeltern gingen? Nicht als Last. Nicht als Ursprungsmythos. Nicht als Werkzeug. Sondern einfach als eine der vielen Schichten, die sie ausmachen.

Eine Französin in Berlin lässt das Französische nicht in Paris zurück. Ein Italiener in Brüssel muss sich für seine Sprache nicht rechtfertigen. Ein Brasilianer in London wird nicht beschuldigt, Portugiesisch zu „stehlen“. Nur ein Israeli hört manchmal: „Geh – aber lass das Hebräische hier.“ Thomas Mann sagte im Exil: „Wo ich bin, ist Deutschland.“ Vielleicht kann Hebräisch wieder eine Sprache sein, die mit ihren Sprechern steht, statt eine Sprache zu sein, die in Grenzen eingesperrt ist.

Ich weiß nicht, ob meine Tochter Hebräisch sprechen wird, wenn sie erwachsen ist. Ich weiß nicht, ob sie die Bücher lesen wird, die ich schreibe. Aber die Frage, ob Hebräisch eine Sprache der Welt sein kann und nicht nur die Sprache eines Staates, ist eine Frage, die sich eine ganze Generation jetzt stellt. Vielleicht werden alle Israelis weltweit an den verschiedenen Orten, an denen sie leben, eine vielfältige Infrastruktur schaffen, die zusammen ein lebendiges, pulsierendes Gewebe einer globalen Sprache bildet – nicht aus Nostalgie, sondern als Sprache und Kultur der Gegenwart und Zukunft.

Vielleicht wird die nächste Generation auf einer syrischen Straße in Berlin stehen und mit ihren Kindern Hebräisch sprechen, ohne vor Trauer zu erstarren. Vielleicht werden sie diese Sprache gebrauchen können, wie David Vogel sie in Paris und Wien gebrauchte – als Sprache der Vorstellungskraft, der Erinnerung und des Denkens. Nicht als Fahne und nicht als Werkzeug, sondern als Haus mit vielen Türen.

Moshe Sakal wurde 1976 in Tel Aviv geboren und lebt als Autor in Berlin. Er ist Mitgründer von Altneland Press. Die hebräischen Bücher des Verlags werden für das israelische Publikum in Israel und für die hebräischsprachige Diaspora in Deutschland gedruckt.